

11. Nestroy-Spiele Schwechat



Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Nestroy-Komitee der Stadt Schwechat,
für den Inhalt verantwortlich: Karl F. Reiter, alle 2320 Schwechat, Stadtamt, Rathausplatz 9
Druck: Rezegh Offset Druck, 3001 Mauerbach, Hauptstraße 119.

KFR



Die verhängnisvolle Faschingsnacht



WIR HABEN EINE MENGE FREIHEITEN GEHABT...

Recht und Freiheit sind ein paar bedeutungsvolle Worte, aber nur in der einfachen Zahl unendlich groß, drum hat man sie uns auch immer nur in der wertlosen vielfachen Zahl gegeben. Das klingt wie ein mathematischer Unsinn und ist doch die evidenteste Wahrheit...

Was für eine Menge Rechte haben wir g'habt, diese Rechte der Geburt, die Rechte und Vorrechte des Standes, dann das höchste unter allen Rechten, das Bergrecht, dann das niedrigste unter allen Rechten, das Recht, daß man selbst bei erwiesener Zahlungsunfähigkeit und Armut einen einsperren lassen kann...

Und trotz all diesen unschätzbaren Rechten haben wir doch kein Recht g'habt, weil wir alle Sklaven waren.

Was haben wir ferner alles für Freiheiten g'habt! Überall auf 'n Land und in den Städten zu gewissen Zeiten Marktfreiheit. Auch in der Residenz war Freiheit, in die Redoutensäle nämlich die Maskenfreiheit. Noch mehr Freiheit in die Kaffeehäuser; wenn sich ein Nichtsverzehrender ang'lehnt und die Pyramidler geniert hat, hat der Markkör laut und öffentlich g'schrien: Billardfreiheit! Wir haben sogar Gedankenfreiheit g'habt, insofern wir die Gedanken bei uns behalten haben. Es war nämlich für die Gedanken eine Art Hundsverordnung. Man hat s' haben dürfen, aber am Schnürl führen! – Wie man s' loslassen hat, haben s' einem s' erschlagen. Mit einem Wort, wir haben eine Menge Freiheiten gehabt, aber von Freiheit keine Spur.

1848

Ultra in Freiheit in Krähwinkel

DIE VERHÄNGNISVOLLE FASCHINGSNACHT

PARODIE UND OPERETTE lautet das diesjährige Thema der INTERNATIONALEN NESTROY-GESPRÄCHE, die nun schon zum 9. Mal im Schloß Rothmühle abgehalten werden und Nestroy-Experten aus aller Herren Länder zu Gast haben.

Dazu passend zeigen die 11. NESTROY-SPIELE – gewissermaßen als praktischen Diskussionsbeitrag – ein eher selten gespieltes, aber bei seiner Uraufführung recht erfolgreiches Stück. Es ist die 1839 entstandene Posse DIE VERHÄNGNISVOLLE FASCHINGSNACHT – eine Parodie auf das sentimentale Rührstück „Ein Trauerspiel in Berlin“ des deutschen Autors Karl von Holtei.

Schon vier Jahre zuvor hatte Nestroy ein Holtei-Drama bearbeitet, das zu den von Kennern besonders geschätzten, aber vom Publikum kaum akzeptierten und daher erfolglosen Werken Nestroys zählt: „Weder Lorbeerbaum noch Betelstab“. Dieses ebenfalls selten gespielte Stück war 1974 bei den NESTROY-SPIELEN zu sehen.

Mit beiden Nachdichtungen gelang es Nestroy – trotz deutlicher Anlehnung an die Dramaturgie der Holteischen Originale – etwas völlig Eigenständiges zu schaffen, das die Vorlagen überlebte. Aus blassen, papierernen, idealisierten Gestalten, die vor Selbstmitleid triefen, wurden bei ihm blutvolle, lebensnahe und zugleich witzige Figuren.

Im Mittelpunkt der „Verhängnisvollen Faschingsnacht“ steht der Kampf der Geschlechter um- und gegeneinander, insbesondere aber das Motiv der Eifersucht, das Nestroy ungemein geistreich und feinsinnig persifliert. Als roter Faden dient ihm eine ins zu Ende gehende Faschingstreiben eingebettete kriminalistische Handlung, die Entführung eines Kindes, welche eine Reihe von Mißverständnissen, Verwirrungen und Verwicklungen zur Folge hat, durch die der Kampf zwischen Männern und Frauen besonders lebendig zum Ausdruck kommt. Wie immer bei Nestroy ist das alles scheinbar harmlos und gefällig verpackt.



Der konservative, etwas derbe Pächter Tatelhuber ist entsetzt, als er vom Land, wo die Welt offenbar noch heil und in Ordnung ist, in die „sündige“ Stadt kommt. Auf den Straßen empfängt ihn ein ungewohntes Durcheinander: Marktgeschrei, Hektik, Streit und Zänkereien, unkontrolliertes, wildes Faschingstreiben.

Auch im Hause seines Sohnes Philipp, der in die Stadt geheiratet hat, geht es nicht mit „rechten“ Dingen zu: Die Schwiegertochter Helene maßt sich an, da sie ein großes Vermögen in die Ehe eingebracht hat, das große Wort zu führen; Philipp läßt sich von ihr aushalten und unterdrücken; die brave Sepherl vom Land, die auf Wunsch Tatelhubers bei den beiden als Magd arbeitet, wird schlecht behandelt und hat sich zu allem Überfluß noch in einen ordinären Gelegenheitsarbeiter namens Lorenz verliebt, der sie mit seiner grundlosen Eifersucht tyrannisiert. Mit einem Wort: „unhaltbare Zustände“, die der alte Tatelhuber ändern möchte. Stattdessen aber erliegt er beinahe selber den Versuchungen der vom Fasching durcheinander gewirbelten Stadt, und erst dem Schicksal gelingt, was er nicht bewirken konnte. Der Raub seines Enkelkindes, das aber Gott sei Dank wohlbehalten wiedergefunden wird, bringt alles ins rechte Lot: Die aufsässige, widerspenstige Schwiegertochter scheint gezähmt. Sie besinnt sich, sieht ein, daß sie „zu weit“ gegangen ist, und ordnet sich endlich ihrem Mann unter, der künftig auf dem Lande rechtschaffen arbeiten will.

Die geschmähte und verkannte Sepherl wird rehabilitiert. Sie kriegt eine Aussteuer und ihren Lorenz, der sie um Verzeihung bittet, nachdem er wegen seiner angeblich verletzten „Ehre“ aus Eifersucht beinahe ein Verbrechen begangen hat. Tatelhuber kann zufrieden sein. Mit dem Zuendegehen des Faschings, der alles durcheinandergebracht hat, haben auch die chaotischen Zustände in den Beziehungen der Hauptfiguren ein Ende gefunden.

DIE VERHÄNGNISVOLLE FASCHINGSNACHT ist vorbei. Biedermeierliche Ruhe, metternichsche Ordnung und bürgerlicher Alltag kehren wieder ein.



Auf den ersten Blick ist es eine reaktionäre Geschichte, für die Zensur ohne weiteres akzeptabel, mit einer „Moral“ ganz im Sinne der Machthaber: „Schuster, bleib bei deinem Leisten! Holzhacker, versteige dich nicht, eine ‚Ehr‘ zu begehen, du siehst ja, wohin es führen kann! Frau, versteige dich nicht, der ‚Herr im Haus‘ sein zu wollen, bleibe bei deiner Rolle als Dulderin und Mutter deiner Kinder, sei so, daß man ‚auf dir Holzhacken kann!‘“

Doch es wäre nicht Nestroy, wenn das alles wäre. Es kommt – wie immer bei ihm – darauf an, wie er die Geschichte erzählt, und wie man sie interpretiert.

Denn bei aller Priorität des Unterhaltenden ist Nestroys Komik niemals Selbstzweck. Sie wurzelt stets im menschlichen Charakter und in der sozialen Realität.

Selbst wenn man unterstellt – und einiges spricht dafür – daß Nestroys soziales und politisches Bewußtsein um 1839 noch nicht sehr entwickelt war, so hat er – als scharfer und genauer Beobachter seiner Zeit – gesellschaftliche Zustände und Widersprüche zumindest intuitiv erfaßt und wiedergegeben. (Im Laufe der Jahre wuchs dieses Bewußtsein, gemeinsam mit dem seines Publikums. Die Zuschauer beeinflussten ihn, er beeinflusste sie.)

DIE VERHÄNGNISVOLLE FASCHINGSNACHT spiegelt Verhaltensweisen, Bewußtseinsstand und Stimmung in den verschiedenen Gesellschaftsschichten um 1839. Sie ist in Form und Inhalt Abbild einer längst brüchig gewordenen, mit Gewalt und Unterdrückung mühsam aufrecht erhaltenen Ordnung, die neun Jahre später zum ersten Mal zusammenbrechen wird. Das Finale dokumentiert, daß diese „Ordnung“ noch die Oberhand behält, aber ebenso unübersehbar sind die ersten Anzeichen der Unruhe, der Unzufriedenheit, des Aufbegehrens und des Verfalls.

BÜRGERLICHER WOHLSTAND UND KOMPENSATION

Die wohlhabende Bürgerschicht verdrängte ihre politische Recht- und Einflußlosigkeit, indem sie sich fast hysterisch in private und öffentliche Vergnügungen flüchtete. Die zahllosen Bälle, Feste, Theater- und Tanzveranstaltungen sind überlaufen. Man lebt bequem von den Zinsen seines Kapitals (Philipp), schreckt vor nichts zurück, um sein Geld zu vermehren (Taubenherz), stürzt sich in heimliche amouröse Abenteuer (Geck), will aber ansonsten „ja nix riskieren“ (Tatelhuber).

Nestroy zeigt uns ein Bürgertum, das seine Bevormundung durch den metternichschen Polizeistaat nicht bekämpft, sondern kompensiert. Er entlarvt dessen Oberflächlichkeit, Spießigkeit, Amoralität, Feigheit und Materialismus.

Helene ist keine Ausnahme. Ihre Abenteuerlust und ihr Erlebnishunger sind typisch für die Schicht, der sie angehört. Doch sind ihr als Frau noch zusätzliche Grenzen gesetzt, die die Männergesellschaft errichtet hat. (Die Entmündigung der Bürger durch den Staat hat ein Pendant in der klassischen patriarchalischen Familienstruktur, in welcher der Mann den Druck von oben an die Frau weitergibt. Der Emanzipations- und Freiheitsdrang der Frauen wird von den Männern, jener der Bürger vom Staat unterdrückt.)

Um so heftiger und ängstlicher verteidigt Helene den bescheidenen Freiraum und die Eigenständigkeit, die ihr die Erbschaft des Vermögens ihres verstorbenen ersten Mannes verschafft hat. („Ich bin eine reiche Frau, und ein ganzes Heer von Vätern wird mich nicht abhalten, meine Rechte zu behaupten.“)

Helene hat es also, im Gegensatz zu den meisten anderen Frauen ihres Milieus, nicht nötig, ihre Unabhängigkeit gegen Luxus, Wohlstand und gesellschaftliches Ansehen, die eine Ehe mit sich bringt, einzutauschen.

Da die Männer sie immer wieder in die Klischee-Rolle als Frau und Mutter zurückdrängen wollen, tritt sie jedem Unterdrückungsversuch überempfindlich,

resolut und aggressiv entgegen. Sie gibt ihren letztlich doch hilflosen, unreflektierten und ständig von schlechtem Gewissen begleiteten Kampf (den sie u. a. auch deshalb unternimmt, um ihren faden, selbstzufriedenen Mann auf Touren zu bringen) erst auf, als ihr das Kind entführt wird.

Doch immerhin: auch wenn das Stück am Schluß die „heile Welt“ der patriarchalischen Familie „fröhliche Urständ“ feiern läßt, es dokumentiert in den Szenen davor zur Genüge, daß sie so heil nicht mehr ist. Es ist sicher kein Zufall, wenn 1848 (was heute von der Geschichtsschreibung eher schamhaft verschwiegen wird) die Frauen nicht nur für die Demokratie, sondern auch für ihre Gleichberechtigung auf die Barrikaden gestiegen sind. Die bürgerliche Frau von Frankenfrey in „Freiheit in Krähwinkel“ ist in diesem Sinne Helenes Nachfolgerin.



Auch in den unteren Gesellschaftsschichten zeigt sich, daß das traditionelle soziale Gefüge ins Wanken gerät.

Der rapide Fortschritt der Industrialisierung hat ein gigantisches Anwachsen der Stadtbevölkerung zur Folge. Viele Handwerker und Kleinbürger gehen zugrunde und bilden zusammen mit den vom Land in die Stadt strömenden Armen eine neue Klasse: das Stadtproletariat. Das Überangebot an Arbeitskräften ermöglicht deren schamlose Ausbeutung und vergrößert ihre Abhängigkeit von den Dienstgebern. Glücklicherweise ist, wer eine schlecht bezahlte Arbeit in einer Fabrik oder in einem Herrschaftshaus findet, mit der er sich über Wasser halten kann. Der Rest verdingt sich mit Gelegenheitsarbeit, wohnt zusammengepfercht wie heute die Gastarbeiter, hungert und leidet Not.

Zu diesem Lumpenproletariat gehört auch Lorenz, der Holzhacker. (Tatelhuber zu Sepherl, die als Magd arbeitet: „Wie kann man denn einen Holzhacker lieben? Du bist zwar auch nicht viel, aber ein Holzhacker ist doch weit unter dir.“)



Ein Holzschneider mit seinem Weibe, die, von der Arbeit aufblickend, einem Wagen der Holzerkleinerungsanstalt „Phorus“ ein zorniges „Brottdieb!“ nachschreien.

Während sich die meisten Menschen in dieser armen, rechtlosen und unterprivilegierten Schicht illusionslos und fatalistisch in die Gegebenheiten ihres Standes fügen und ihr Elend in billigem Fusel ertränken oder beim Tanzen in einem Vorstadt-Gasthaus zu vergessen trachten, fühlt sich Lorenz zu „Höherem geboren“. Er beansprucht „Ehre“, auch wenn er darunter etwas Nebuloses versteht. Er gibt sich mit seiner sozialen Position nicht zufrieden, er laboriert an „Idealen“, was ihn in den Augen der Bürger anmaßend und lächerlich erscheinen läßt. (Auch Rommel sieht in Lorenz' Anspruch auf Ehre ausschließlich den komischen Aspekt und nicht die soziale Motivation.)

Lorenz' Freund Jakob versucht ihm klarzumachen, daß man sich in diesem Stand „Ehre und Charakter“ nicht leisten kann. Er ist der „Mann, der ums Geld alles tut“, weil er weiß, daß er anders gar nicht überleben kann. (Seine „Amoralität“ und schließlich Kriminalität sind in seiner Armut begründet, also ganz anders motiviert, als etwa die Schreibtischkriminalität seines bürgerlichen Auftraggebers, des geldgierigen Taubenherz.) Lorenz hingegen bringt seine aus Minderwertigkeitskomplexen gespeiste, übersteigerte „Ehrsucht“ auf die schiefe Bahn. Sein verletztes Ehrgefühl und seine Eifersucht treiben ihn zum Äußersten: in Holteis Drama zum Mord, in Nestroys Parodie zu einer kräftigen Watschen – beide Male am falschen Objekt.

Obwohl das Verbrechen bei Nestroy nur beinahe geschieht, was ihm einen possengerechten, glücklichen Ausgang des Stückes ermöglicht, bleiben Motivation und psychologischer Aufbau in Lorenz' zwanghaftem Handeln erhalten.

Und noch eines ist unübersehbar: daß hier ein Mensch der untersten, rechtlosen Klasse, wenn auch übertrieben, unreflektiert und dadurch meist lächerlich, den Anspruch auf „Ehre“ stellt. Das ist nicht nur komisch, sondern auch ein erstes Anzeichen erwachenden proletarischen Selbstbewußtseins. 1846 wird der „Kampf des kleinen Mannes um seine Ehre“ in Nestroys „Unbedeutendem“, zwei Jahre später im revolutionären Aufbegehren der Arbeiter und im Kommunistischen Manifest von Marx und Engels seine logische Fortsetzung finden.

STAHLBAU
FORET
SCHWECHAT
Inh. Oswald FORET
 Gerichtl. becid. Sachverst. u. Schätzmeister

2320 SCHWECHAT
 Humberger Straße 54

Tel. 77 62 29, 77 72 64



DER „TEUFELSKERL“ UND DIE „STILLE DULDERIN“

In der Biedermeier-Gesellschaft gibt es, so wie auch heute, klischierte Vorstellungen von dem, was „männlich“ und was „weiblich“ zu sein hat.

Männer sind „männlich“, wenn sie stark sind, wenn sie viele Verhältnisse haben, Frauen „erobern“ und ihnen „den Herrn zeigen“. Ein „Simandl“ wie Philipp macht sich lächerlich. Ein Vorstadt-Beau wie Lorenz, der die Klischee-Erwartungen mehr als erfüllt, wäre durchaus „ehrenhaft“ in seinem grotesken „Männchen-Verhalten“, gehörte er nicht einer ehr- und besitzlosen Klasse an.

Frauen sind „fraulich“, wenn sie nachgeben, treu sind und sich den Männern unterordnen. Eine Ehefrau wie Helene, die diesem Klischee nicht entspricht, macht sich „unmöglich“. Ein Mädels, das nicht als „Flitscherl“ oder „alte Jungfer“ abqualifiziert werden will (wie z. B. Nani), muß heiraten und sich dann als Ehefrau ihrem Mann fügen und all seine „Kaprizen“ erdulden.

Sepherl entspricht diesem Klischee. Aber im Gegensatz zu Katherl, die sich alles von ihrem Jakob gefallen läßt, regt sich in ihr so etwas wie Widerstand. Sie akzeptiert nicht, daß es, wie Lorenz behauptet, „für ein Weib gar nichts Ausgezeichneteres geben kann, als wenn sie im Renomme als stille Dulderin ist“. Sie steht auf dem Standpunkt: „Was dem Weibe verboten ist, das darf der Mann auch nicht tun.“ Sie verlangt „Gleichberechtigung“, auch wenn sie sich am Ende des Stückes von ihrem Lorenz wieder herumkriegen läßt und sich unterordnet.

In der nicht veröffentlichten Erstfassung des Stückes, aus der wir in dieser Inszenierung Teile übernommen haben, gibt es einen anderen Schluß: Sepherl verzeiht Lorenz nicht, Sie will „von die Männer nix mehr wissen“, nimmt aber im nächsten Moment den Heiratsantrag des alten Tatelhuber an. In beiden Versionen wird also geheiratet, wobei die Hochzeit mit Lorenz wahrscheinlicher, organischer und für den Zuschauer auch befriedigender wirkt.

Die dritte Möglichkeit, nämlich gar nicht zu heiraten, wird zwar angerissen, aber nicht ernsthaft in Betracht gezogen. Daß ein junges Mädels aus freien Stücken ledig bleiben und ohne Mann auskommen will, war – abgesehen von der Possentradition, die ohne Happy-End-Hochzeit nicht auskommen kann – für Nestroy und seine Zeitgenossen unvorstellbar und genauso inakzeptabel, wie Helenes Anspruch auf Privilegien, die sonst nur Männern zustehen.

Es bleibt jedoch festzuhalten, daß sowohl in der Ober- als auch in der Unterschicht vereinzelt Frauen auf ihre Rechte zu pochen beginnen. So gesehen ist weniger die Faschingsnacht, als vielmehr ihr Ende, das einen Sieg der „männlichen“ Ordnung mit sich bringt, für die Frauen „verhängnisvoll“.

Zweifellos gibt es ein Massenproletariat, wie es um 1839 in Wien zu finden war, bei uns heute nicht mehr – weder in dieser Form, noch in dieser Größenordnung. Die politischen und sozialen Umwälzungen und Reformen der letzten 130 Jahre haben auch den unteren Klassen bescheidenen materiellen Wohlstand, demokratische Rechte und größere Freiheiten gebracht – Privilegien, die allerdings infolge der latenten ökonomischen Krisen der 80er Jahre wieder gefährdet erscheinen. Die vom Staat doch einigermaßen unterstützten „Arbeitslosen von heute“ könnten, wenn die finanziellen Mittel nicht mehr ausreichen, um das mühsam erkämpfte soziale Fangnetz zu finanzieren, durchaus zum „Proletariat von gestern“ werden.

Aber selbst jenseits aller düsteren Zukunftsprognosen gibt es auch heute – noch oder schon wieder – nicht wenige Menschen, die in unserer Wohlstandsgesellschaft keinen Platz gefunden haben und am Rande der Kriminalität in Armut und Verwahrlosung dahinvegetieren. Diese Menschen verdrängen wir meistens aus unserem Bewußtsein. Sie fallen uns nur auf, wenn wir an Brandweinstuben vorbeikommen, nachts über den Naschmarkt oder durch U-Bahn-Unterführungen hetzen, in sogenannte Gastarbeiterviertel oder in Satellitenstädte geraten oder im Lokalteil der Tagespresse lesen, daß der „soundsoalte Hilfsarbeiter Lorenz S. seine Lebensgefährtin umgebracht hat, alkoholisiert und aus Eifersucht“.

Und plötzlich erscheinen uns nicht nur bürgerliche Leute wie Helene, Philipp und die anderen vertraut, sondern auch diese Problematik, die übrigens Büchner in seinem „Woyzeck“ wenige Jahre vor Holtei und Nestroy erstmals aufgegriffen hat. Sie hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Auch heute noch ist „die Frau“ für so manchen Mann das einzige, was er „besitzt“, das einzige, was er als Unterdrückter und Getretener unterdrücken und treten kann. Und auch heute noch enden die Versuche vieler Frauen, den gewalttätigen Besitzansprüchen ihrer Männer zu entfliehen, mit Mord und Totschlag.

Die Forderung der Frauen nach Gleichberechtigung, die Forderung der „kleinen Leute“ nach gesellschaftlicher Anerkennung und „Ehre“, über die sich DIE VERHÄNGNISVOLLE FASCHINGSNACHT scheinbar mit einem Augenzwinkern lustig macht, ist leider aktuell geblieben. Nur würde sich heute niemand mehr trauen, solche Forderungen den „Launen und Auswüchsen“ der chaotischen Faschingszeit zuzuordnen und sie zu parodieren. Oder sollte sich auch diesbezüglich seit Nestroys Lebzeiten nichts geändert haben?

Hutmoden



DAMEN HERREN

GERTRUDE PFERTNER, Schwechat, Wiener Straße 29, 77 68 555

Aus Eifersucht die Ehefrau erstochen

„Sie haben die Frau ja förmlich abgeschlachtet“, ist Staatsanwalt Dr. Liane Höbinger entschuldigend. Werner Denk (60) hatte im 4. Dezember 1992 seine Ehefrau (60) durch einen Schlag mit einem Hammer getötet. Das Verbrechen wurde am Montag in Wien verurteilt. Denk erregte in Wien großes Aufsehen, weil er mit seiner Frau zusammen lebte.

Feurige Liebe zu wörtlich

Rom. – Seine feurige Liebe zur 25-jährigen Rosella De Carolis wollte Giovanni Borini aus Rom alzu hitzig beweisen. Als sie seine Avancen vermachmühte, setzte er mal in Brand. Nach dem zweiten Anschlag zog die Stewardess zu ihren Eltern nach Ostia, das halbe Brand dort wurde Borini gefaßt.

Ehefrau mit Autojagd in den Tod getrieben

Los Angeles. – José P. steht in Los Angeles wegen des vor Gericht, obwohl er ein tödlichen Autounfall in Kalifornien hatte sie nachfolgende Jagd bucht Staatsanwaltschaft.

Ehemann im Kofferraum störte Liebe im Auto

München. – Höchst unromantisch endete das Schäferstündchen einer 21-jährigen Verkäuferin aus Bayern mit ihrem Liebhaber im Auto. Ihr Ehemann hatte im Kofferraum gesaß und stürzte sich, sobald sein Rivale auf das Liebespaar. Der Nebenbuhler erwies sich nicht als Kaffeehausromantiker, sondern als Mörder.

Diri machte Mann zum Mörder

„Eine Hungerkur hat den britischen Lastwagenfahrer W.P. Birtel – er zum Mörder wurde. Der 45-jährige wurde durch den Hunger gezwungen, seine Frau zu töten. Um ihre Liebe zurückzugewinnen, seine Frau verhasst worden. Um ihre Liebe zurückzugewinnen, seine Frau verhasst worden. Um ihre Liebe zurückzugewinnen, seine Frau verhasst worden.“



Die Kinder müssen jetzt ins Heim: Thomas, 8, Gerhard, 12, und Karin, 14, bei der Polizei

Eifersuchtsdrama in Wien endet mit Mord!

Erst Küsse – und dann 5 Schüsse

in der Steiermark auf seinen Nebenbuhler

Koch erstach die Freundin und ertränkte sich im Inn

Mit durchschnittlicher Kehle wurde Donnerstag knapp vor Mitternacht die 24-jährige Pflegerin Claudia Dankl im Altenheim von Jenbach (Tirol) aufgefunden. Der Mörder, der Koch Hans Peter Redolf (38), sprang in den Inn und fand den Tod.

13

EIN BLICK HINTER DIE KULISSEN



Unsere Polizisten versuchen, das anfängliche Chaos zu ordnen.

Das vergangene Jahr war für die Spielgruppe sehr ereignisreich, da wir mit dem „Zerrissenen“ eine Tournee nach Belgien und Deutschland veranstalteten. In zwei Wochen spielten wir an drei verschiedenen Spielorten – hier war Organisation alles. Und es klappte wunderbar: die Vorstellungen waren immer ein Erfolg, zahlreiche Ausflüge ließen uns die jeweilige Gegend kennenlernen, und wir hatten viel Spaß. Im Herbst begannen die ersten Besprechungen für die heurigen Nestroy-Spiele und für die Stücke von Herbert Berger, die wir in unserem Heim, im Forum in der Baracke, mit großem Erfolg spielten. Eine schöne Belohnung für unsere – nicht nur schauspielerische – Arbeit war die Verleihung des Kulturpreises des Landes Niederösterreich an unsere Gruppe. Natürlich freuten wir uns auch, daß wir im letzten Jahr eine 10prozentige Steigerung der Besucherzahlen erreichen konnten. So wollen wir uns auch heuer wieder bemühen, Sie ebenso wie in den letzten Jahren zufrieden zu stellen. Daß dies in keinem Jahr eine leichte Sache ist, werden Sie wohl verstehen können, denn die Anfertigung des Bühnenbildes, die Zusammenstellung der Kostüme, das Auftreiben der Requisiten und nicht zuletzt die zahlreichen Proben bringen

immer wieder viel Arbeit mit sich, die jedoch durch eine gelungene Produktion belohnt wird – und dafür arbeiten wir bis zur Generalprobe. Es freut mich, daß wir heuer neue Spieler vorstellen können, denen das Theaterspielen als auch die Arbeit dahinter viel Spaß macht (zum Beispiel bin ich von dem Pferdekopf, der von zwei 15jährigen Spielern gebastelt wurde, immer wieder begeistert).

Besonders hat es mich gefreut, daß die Zusammenarbeit aller Spieler so gut geklappt hat und unser Regisseur mit seinen vielen Ideen, einer fast sprichwörtlichen Geduld und großem Einfühlungsvermögen die Gruppe zu dieser Leistung anspornen konnte.

Ich wünsche mir nun, daß unsere Leistung und unsere Spielfreude Ihnen zur Unterhaltung dienen, so daß auch Sie gerne sagen: „Auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr!“



Wir sind immer bei bester Laune.



Aggressionen werden spielerisch abgebaut.

Johann Nepomuk Nestroy

Die verhängnisvolle Faschingsnacht

Posse mit Gesang in drei Akten



Tatelhuber,
ein Pächter vom Lande

Philipp, sein Sohn

Helene, dessen Frau

Sepherl, Magd

Rosine, in
Kammerjungfer Philipps Haus

Heinrich

Herr von Geck

Gottlieb Taubenherz,
Bruder von Helenes
verstorbenem Mann

Frau von Schimmerglanz

Ein Bedienter

Willibald Mürwald

Franz Steiner

Erika Stepan

Susanne Urban

Elisabeth Müller

Leopold Selinger

Georg Wertnik

Karl Krumpholz

Mariëtte Michielsen

Ernst Schüller

Regie: Peter Gruber
Bühnenbild: Ensemble
Kostümberatung: Roswitha Meisel
Kostüme: Susanne Urban,
Mariëtte Michielsen, Olga Weinlich
Requisiten: Traude und Leopold Selinger
Musik: Adolf Müller und Herbert Ortmayr
Am Akkordeon: Nikolaus König
Technische Einrichtung:
Alfred Stepan, Franz Schlucsik
Maske: Brigitte Bayer, Renate Abt,
Mariëtte Michielsen
Souffleuse: Friedelgund Hamernik
Kostüme vom Bundestheaterverband bzw.
eigener Fundus

Ein Prophet: **Eduard Maciejovsky**
Volk, Wächter:

Karl Götterer, Michael Hinterberger, Josef
Ofner, Hans Christian Polak, Franz Poppinger,
Hubert Rössler, Harald Steinberger,
Alexander Toth, Bernhard Fleck

Lorenz
Jakob Holzacker

Katherl, Jakobs Weib

Nani, eine Wäscherin

Schneck

Luchs Wächter

Frau Everl
Frau Regerl Kräutlerinnen

Marktleute

Dienstboten

Robert Herret

Andreas Bauer

Gertrude Pfertner

Renate Abt

Kurt Muhr

Christoph Stepan

Traude Selinger

Victoria Posch

Jutta Aicher
Leopold Selinger

Karin Achernigg
Elisabeth Hertelendy
Silvia Daniel

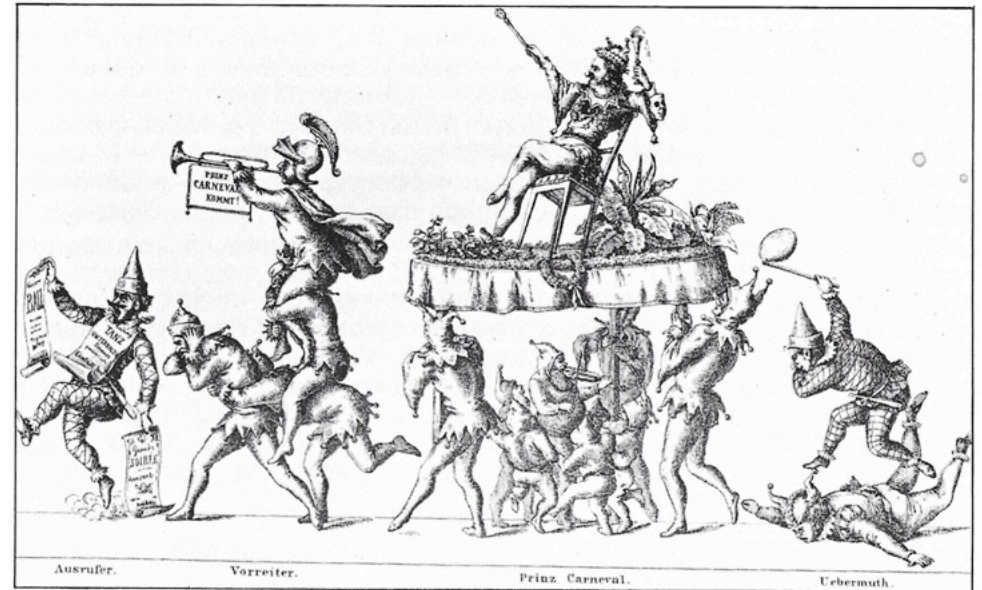
JA, DIE MÄNNER HAB'N 'S GUT...

Wenn uns einer g'fällt und versteht uns nit glei',
Was soll man da machen, 's is hart, meiner Treu!
A Mann, der hat's leicht, ja, der rennt einer nach,
Und merkt sie's nit heut', so merkt sie's in vierzehn Tag',
Er tut desperat, fährt mit 'n Kopf geg'n die Wand,
Aber daß er's nit g'spürt, macht er's so mit der Hand!
Und 's Madel gibt nach, daß er sich nur nix tut —
Ja, die Männer hab'n 's gut, hab'n 's gut, hab'n 's gut!

Wenn uns einer kränkt, das is weiter kein Jammer,
Was können wir tun? Nix als wana in der Kammer!
Kränken wir einen Mann, tut's ihn nit stark ergreifen,
Er setzt sich ins Wirtshaus und stopft si sei Pfeifen.
Wir glaub'n, er verzweifelt, derweil ißt er ein' Kas,
Trinkt ein' Heurigen und macht mit der Kellnerin G'spaß,
Schaut im Hamgehn einer andern glei hübsch unter'n Hut —
Ja, die Männer hab'n 's gut, hab'n 's gut, hab'n 's gut!

Hat a Madel die zweite oder dritte Amour,
Is ihr Ruf schon verschandelt, und nachher is zur.
In dem Punkt is a Mann gegen uns rein a Köni,
Wann er fünfzig Madeln anschmiert, verschlagt ihm das weni,
Auf so ein' Halodri hab'n d' Madln erst Schneid,
Und g'schieht es aus Lieb' nit, so g'schieht es aus Neid,
Daß man sich um ein' solchen erst recht reißen tut —
Ja, die Männer hab'n 's gut, hab'n 's gut, hab'n 's gut.

Couplet, Salome, Der Talisman, 1840



FASCHING IN WIEN

„Die Hauptbeschäftigung ist der Tanz und was dazugehört und damit verbunden ist“ (J. Pezzl über die Wiener Faschingszeit, 1786).

Der Fasching entpuppt sich, soweit man heute überhaupt noch seine Ursprünge verfolgen kann, bei näherer Betrachtung als vielschichtiges Gebilde. Seine Geschichte reicht von den ältesten Erscheinungen, von antiken Vorlagen und volkstümlichen Abläufen bis zu den scherzhaften Maskeraden und Bällen unserer Tage. Er ist – nach J. Huizinga – eine große „heilige Spielzeit“, in der sich der Mensch im Kräftefeld zwischen Ausgelassenheit und Entrückung aus dem Alltagsbereich heraus in die Sphäre des Spiels erhebt.

Der Zeitraum von 1750 bis 1850 wurde nicht willkürlich gewählt. Er war für Wien eine tanzschöpferische Phase, die ihren Höhepunkt in der Vollendung des Wiener Walzers fand. Aus der Mitte des 18. Jahrhunderts liegen die ersten Erwähnungen des „Walzerischen“ vor, von denen an sich kontinuierlich die Entwicklung seiner Tanzgestalt bis zur Zeit des Wiener Kongresses verfolgen läßt; um 1815 ist der Wiener Walzer, der zu Recht den Beinamen „Wiener“ trägt, in seiner Choreographie so ausgebildet, wie er noch heute getanzt wird. Im Biedermeier erfährt seine musikalische Ausgestaltung durch Einwirkung der Volksmusik (u. a. der Linzer Geiger) und der großen Komponisten der Zeit eine ungeheure Bereicherung in der Melodiegestaltung und rhythmischen Differenzierung, aus der Johann Strauß Sohn in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Inkarnation der Wiener Musik hervorging.

Diese Zeit des klassischen Tanzwalzers ist auch eine Zeit des politischen Umbruchs und Wandels. Am 25. September 1849 ist Johann Strauß Vater gestorben; im Jahr zuvor waren Wiener Arbeiter, Studenten und Bürger auf die Barrikaden gestiegen, um sich ihre Freiheit – auch unter Einsatz des Lebens – zu erkämpfen. Der Wiener Walzer wurde zum frühen Sinnbild dieser Zeitenwende: Im bewegten Tanz kündigte sich die Gleichheit aller Tänzer an; in den Massen, die in einem riesigen Spiel fortgerissen wurden, gingen die Standesunterschiede unter. Dadurch hat der Tanz schon eine gesellschaftspolitische Entwicklung vorweggenommen.

Die Entwicklung der Choreographie des Wiener Walzers – nicht die Drehfigur an sich – beginnt bereits im 18. Jahrhundert.; sie ist in einem komplizierten Prozeß eingebettet, der mit der spezifischen Situation in Wien und vor allem mit dem Fasching zusammenhängt. Wer vom Fasching in Wien spricht, meint eigentlich immer den Wiener Walzer und mit ihm die charakteristische Ballkultur dieser Stadt, in der öffentliches Faschingstreiben auf der Straße und großzügige Maskenumzüge auch heute kaum die Geltung erreichen, die ihnen in anderen Städten zukommt.

Das liegt nicht, wie früher vielfach vermutet, in der Mentalität der Bewohner, sondern in den strengen behördlichen Verboten des 18. Jahrhunderts, vor allem in der Zeit der Landesfürstin Maria Theresia. Bei den Faschingsrummeln war es oftmals zu zügellosen Ausschweifungen gekommen; Schlägereien und selbst Morde unter dem Schutz der Maske waren beinahe an der Tagesordnung gewesen. Das Maskenwesen konnte vom Wiener Hof allein schon vom Standpunkt der politischen Rason aus nicht geduldet werden. Allen Ständen, auch dem Adel, wurde unter Androhung der strengsten Strafen das Tragen der Larve vor dem Gesicht auf der Straße untersagt; dadurch sollte die Sicherheit der Stadt gewährleistet und eine Konspiration gegen den Hof oder politische Persönlichkeiten im Keim erstickt werden.

Für den Wiener Hof und den Adel wurden die prächtig eingerichteten eigenen vier Wände – vor allem die Säle in der Hofburg – zur Faschingsarena, und nicht die Straße. Zu diesen geschlossenen Bällen mußte sich jeder Maskierte beim Eintritt ausweisen können. Diese Situation änderte sich unter der Mitregentschaft Josephs II., der den ursprünglich nur für den Adel inszenierten Ball in den k. k. Redoutensälen der Burg allen Ständen öffnete. Joseph II. begünstigte die öffentlichen Unterhaltungen und sah in ihnen ein Mittel, das zur Annäherung der Stände und zur Bildung eines einheitlichen Untertanenvolkes beitragen sollte.

So wurde im Wiener Diarium eine Ballordnung für den Fasching 1773 in den Redoutensälen veröffentlicht, in der die „ohnehin bekannte Feststellung“ gemacht wird, daß jede Person ohne Unterschied des Standes am Maskenball teilnehmen kann. Nur Bediente in Livree und Dienstmädchen in der Schlepphaube wurden nicht zugelassen. Ebenso hieß es in einem Wiener Kommerzialschema, „Jedermann von der ersten sowie von der geringsten Klasse hat gleiches Recht, und auf diese Gleichheit wird durch eigens bestellte Aufseher gesehen“.

Einzig und allein in den Redoutensälen durfte man auf den dort stattfindenden Bällen maskiert erscheinen. Sogar auf dem Hin- und Rückweg zu der Tanzstätte mußte auf der Straße die Larve abgenommen werden, und Personen, die sich nicht an diese Verordnung hielten, wurden ohne Rücksicht auf den Stand von der Wache abgeschleppt. Auch über die Masken selbst gab es Vorschriften, an deren ständiger Wiederholung eigentlich ersichtlich ist, daß man sich nicht unbedingt an diese Strenge hielt.

Die Masken und Kostüme im Redoutensaal mußten „ehrbar“ sein, Verkleidungen als Zuckerhut, Fledermaus oder Priester waren verboten, ebenso Darstellungen aus dem „wälschen Theater“ wie „Arlequin oder Policionellen“. Hinter diesen strengen Regelungen standen neben sittlichen Forderungen auch Befürchtungen von seiten der Behörde, daß sich die Maskerade wie im liberalen England entwickeln könnte, von wo etwas später berichtet wurde, daß „man sie zu einem politischen Zeit- und Wärmemesser brauchte, oft auch durch sehr treffend nachgeahmte Carrikaturen in Masken und Kleidung allgemein bekannte Parthey-Oberhäupter öffentlich zur Schau stellte . . .“.

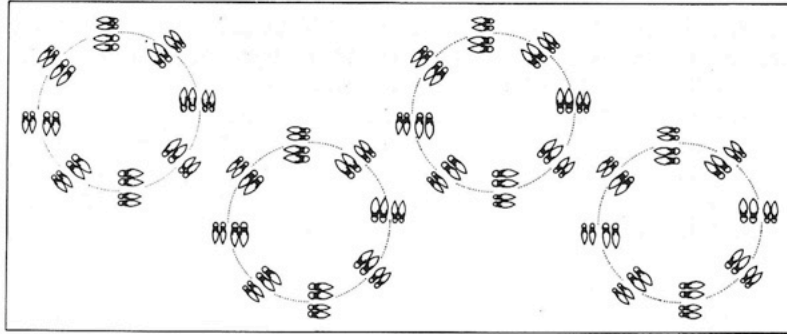
Am Verbot des Maskentragens auf der Straße wurde in Wien weiterhin festgehalten. Eine spontane Ausnahme war 1789 die Wiener Siegesfeier nach der Eroberung Belgrads durch Laudon: „ . . . Selbst die wachsame Polizei hatte ihre strenge Miene abgelegt; es war allen alles erlaubt, was niemandem Leid und Schaden brachte. Masken in Menge zu Fuß und zu Pferde trabten durch die Gassen und belustigten das Publikum – eine sonst hochverpönte Sache!“

In diesen Verboten scheint einer der Ansatzpunkte für die Entwicklung des spezifischen Ballwesens in Wien zu liegen. Während das Maskenwesen von behördlicher Seite zurückgedrängt wurde, füllten sich die allen Bevölkerungsschichten zugänglichen Tanzsäle. Die Ausgelassenheit des Faschings konzentrierte sich ganz auf den Tanz im Ballsaal. Dieser wurde zum gesellschaftlichen Mittelpunkt, Tanzschulen und Tanzsäle schossen aus dem Boden und überboten sich in ihrem Wetteifer um die Gunst des Publikums. Die Wiener sahen im Tanz ihr Hauptvergnügen, ihre Möglichkeit, „außer sich zu geraten“. Die Tanzleidenschaft wurde in allen Reiseberichten und selbst von den Einheimischen immer wieder als besonderes Charakteristikum hervorgehoben.

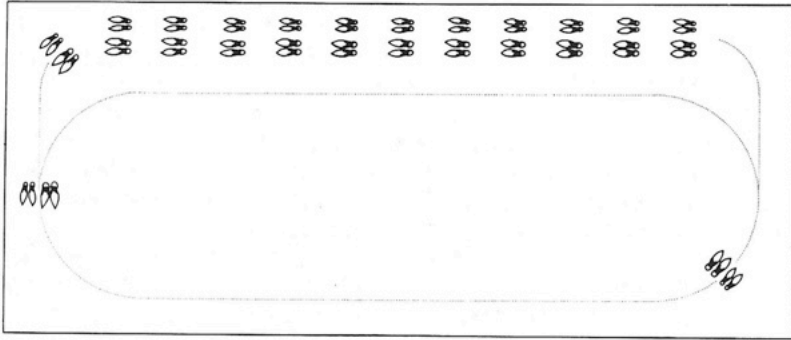
Im Laufe des Biedermeiers nahmen auch die Hausbälle in allen Bevölkerungsschichten zu. Hier entfaltete sich vor allem ein eigenes Verkleidungsspiel, man schlüpfte in ländliche Trachten und konnte sich frei und ungezwungen bewegen. Angehörige von Berufsgruppen, denen keine größere Wohnung zur Verfügung standen, mieteten sich in den Kneipen der Vorstadt ein. Diese geschlossenen Veranstaltungen – Wäschermädelball, Kellnerball, Rauchfangkehrerball und vor allem der Fiakerball – waren dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für das gesellschaftliche Leben von großer Bedeutung und sind in der Wiener Literatur bis heute lebendig geblieben. Die wenigen Nachrichten aus der Zeit der Romantik über eingeführte Faschingsumzüge in den Vororten Wiens zeigen, daß sich die Umzüge nach jahrzehntelangen Verboten nicht mehr im gleichen Maße wie die Ballveranstaltungen durchsetzen konnten; lediglich das Faschingsbegraben am Aschermittwoch wurde in der Stadt im Elisium ebenso aufgeführt wie in der Umgebung Wiens.

Ausstellungskatalog „Fasching in Wien“ 1978/79.

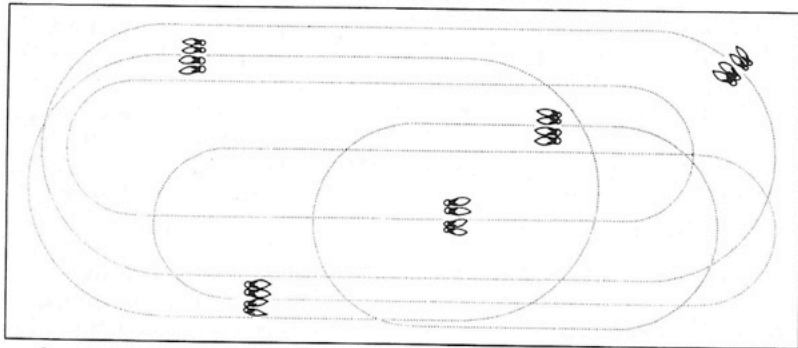
DER WANDEL DER RAUMGESTALT VOM DEUTSCHEN TANZ ZUM WALZER



a) Der Walzersche als Deutscher Tanz: Mehrere Paare schließen sich zu einzelnen Tanzkreisen im Raum zusammen. Jeweils ein Vortänzerpaar übernimmt die Führung, alle Paare bewegen sich gleichmäßig auf einer Kreislinie.



b) Der Langaus als Deutscher Tanz: Immer nur ein Paar dreht sich auf einer Kreislinie, während die anderen Tänzer warten. Dem einzelnen Paar ist somit ein größerer Spielraum zur freien Gestaltung gegeben.



c) Der Wiener Walzer: Alle Paare tanzen gleichzeitig und jedes Paar zieht seine eigene Kreislinie individuell auf der gesamten Tanzfläche. Die anmutigsten Kreise bilden sich, setzen sich in Bewegung, kreuzen sich, überholen sich. (August de la Garde)

ZUR CHOREOGRAPHIE DES WIENER WALZERS

Das Walzen in der Runde, oft von zwanzig und mehreren Paaren hintereinander, die ständig „richtig in der Peripherie des Kreises“ blieben, war als großes Gesellschaftsspiel bald nicht mehr durchführbar. Die Tanzsäle waren mit Paaren überfüllt, die man im Gedränge kaum von den Zuschauern unterscheiden konnte. Und während sich Paris in eine politische Schreibstube verwandelte, huldigte man in Wien dem „leidenschaftlichen Rasen“, der neuen Variante des „Deutschen“, des Langaus-Tanz, der die bisher geschlossene Formation der Tänzer durchbrach. Jedes Paar durchmaß nun individuell mit großen gesprungenen Geh- und Drehschritten den Raum, während die anderen warteten und mit Abstand folgten.

ERWIN RINGEL

ENTSCHWEBEN IN EINE „BESSERE WELT DER SELIGEN“

Es muß zu denken geben, daß sich gerade etwa ab 1780 ein starkes Anwachsen der Zahl von Tanzsälen in Wien feststellen läßt und aus mehrfachen Quellen übereinstimmend hervorgeht, daß die Tanzenden im Zusammenspiel von Musik und Bewegung in einen erregten, fast rauschartigen Zustand der Ekstase gerieten. Um diese gleiche Zeit begannen die Gedanken Voltaires und Rousseaus ihre dramatische Realisierung in der Politik zu erleben, aus scheinbarem Spiel („Der tolle Tag“) ward blutige Wirklichkeit, die Wirklichkeit der Französischen Revolution; in unserem Lande dagegen war von Revolution keine Spur, so wie ja auch später dieses Volk seine „Umstürze“ (1848, 1918) relativ friedlich vollzog. – Stattdessen (?) vielleicht der Beginn vom Walzer. Könnte eine so unterschiedliche Entwicklung nicht Veranlassung sein, einmal mehr auf die doppelte psychologische Funktion der Kunst hinzuweisen: Sie kann den Anstoß geben, nach umwälzenden Neuerungen begierig zu sein, kann aber auch als Trost, als Ersatz Verwendung finden und auf diese Weise Selbstzweck werden.

Einiges spricht dafür, daß der Wiener Walzer mit der Tendenz, emotionalen Zusammenballungen eine unbedingt benötigte Entlastung zu verschaffen, seine Entstehung und seinen Aufstieg bis zu weltweitem Ruhm verdankt. Aus psychophysiologischen Studien wissen wir heute, daß der Mensch im wesentlichen drei Möglichkeiten hat, Gefühlen Ausdruck zu geben: da ist einmal die Sprache, dann die Motorik und schließlich die Abreaktion über das vegetative Nervensystem, welche zur „Organsprache“ führt – man drückt seine (positiven oder negativen) Empfindungen eben mit dem Herzen, dem Kreislauf, dem Magen-Darm-Trakt, der Haut usw. aus.

Daß die Österreicher, und besonders die Wiener, in jener Zeitperiode, die die letzten Jahrzehnte des 18. und die ersten des 19. Jahrhunderts umfaßt, unter starkem Druck standen, darf wohl angenommen werden: die Sehnsucht nach gesellschaftlichen Veränderungen lag in der Luft, konnte sich aber infolge der herrschenden autoritären und unterdrückenden Verhältnisse nicht durchsetzen. Der Gedanke liegt nahe, daß der Bürger, der seine Wünsche politisch

nicht realisieren, ja ihnen nicht einmal gefahrlos sprachlichen Ausdruck verleihen konnte, wohl mehr unbewußt als bewußt in die Ersatzhandlung der Verbindung von Musik und Bewegung als motorische Abreaktion flüchtete (und damit wahrscheinlich klugerweise die dritte Ausdrucksform über die Organ-sprache, die unweigerlich zu psychosomatischen Erkrankungen führt, vermied). Solche Vermutungen könnten eine Bestätigung finden durch die Beobachtung, daß beim Ballkult dieser Zeit die Freude an eigener Bewegungsmotorik an erster Stelle lag (dann erst das gesellschaftliche Ereignis der „Begegnung“) und daß die Tänzer eine enorme physische Anstrengung stundenlang durchzuhalten vermochten: Man machte sich „Luft“, und dadurch ging einem die Luft lange nicht aus.

„Musik ist unserer jungen Menschen Schreiten“, dieses später von Wildgans geprägte Wort war bereits in der Geburt des Walzers wahr geworden. Führte sein Bewegungsablauf zur Selbstbesinnung oder aber weg vom Ich in ein „Außer-sich-Geraten“? Wenn man in der Walzermode, wie man es psychologisch wohl tun muß, einen Verdrängungsversuch erkennt, wird es einen nicht wundern, daß in diesem wunderbaren vollendeten Tanz die zentrifugalen Kräfte vorherrschen: Das Entschweben in eine „bessere Welt der Seligen“, die nur leider jeder Realität entbehrt. So auch wird es erklärlich, daß im Zeichen des Walzers das „Glücklich ist, wer vergißt“ – die deklarierte Aufforderung zur Verdrängung – zur inoffiziellen Hymne eines Landes werden konnte, von dem man heute rückblickend sagen muß, daß es in seinen Untergang getanzt ist.



KARL KRAUS

NESTROY UND DIE NACHWELT

Was hat Nestroy gegen seine Zeitgenossen? Wahrlich, er übereilt sich. Er geht antizipierend seine kleine Umwelt mit einer Schärfe an, die einer späteren Sache würdig wäre. Er tritt bereits seine satirische Erbschaft an. Auf seinen lebenswürdigen Schauplätzen beginnt es da und dort zu tagen, und er wittert die Morgenluft der Verwesung. Er sieht alles das heraufkommen, was nicht heraufkommen wird, um da zu sein, sondern was da sein wird um heraufzukommen. Mit welcher Inbrunst wäre er sie angesprungen, wenn er sie nach fünfzig Jahren vorgefunden hätte! Wie hätte er die Gemütlichkeit, die solchen Zuwachs duldet, solchen Fremdenverkehr einbürgert, an solcher Mischung erst ihren betrügerischen Inhalt offenbart, wie hätte er die wehrlose Tücke dieses unschuldigen Schielgesichts zu Fratzen geformt! Die Posse, wie sich die falsche Echtheit dem großen Zug bequemt, nicht anpaßt, ist ihm nachgespielt; der Problem-dunst allerorten, den die Zeit sich vormacht, um sich die Ewigkeit zu vertreiben, raucht über seinem Grab. Er hat seine Menschheit aus dem Paradeisgarten vertrieben, aber er weiß noch nicht, wie sie sich draußen benehmen wird. Er kehrt um vor einer Nachwelt, die die geistigen Werte leugnet, er erlebt die respektlose Intelligenz nicht, die da weiß, daß die Technik wichtiger sei als die Schönheit, und die nicht weiß, daß die Technik höchstens ein Weg zur Schönheit ist und daß es am Ziel keinen Dank geben darf und daß der Zweck das Mittel ist, das Mittel zu vergessen. Er ahnt noch nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo die Weiber ihren Mann stellen und das vertriebene Geschlecht in die Männer flüchtet, um Rache an der Natur zu nehmen. Wo das Talent dem Charakter Schmutz-konkurrenz macht und die Bildung die gute Erziehung vergißt. Wo überall das allgemeine Niveau gehoben wird und diemand draufsteht. Wo alle Individualität haben, und alle dieselben, und die Hysterie der Klebstoff ist, der die Gesellschaftsordnung zusammenhält.